



BRAMBLE

S. A. Barnes

Death's Daughter

Jeder Tod ein kleines Sterben

978-3-426-56524-7

September 2026

Stand 03/2026. Änderungen und Irrtümer vorbehalten.



S. A. BARNES

DEATH'S DAUGHTER

Jeder Tod ein kleines Sterben

S. A. BARNES

DEATH'S DAUGHTER

Jeder Tod ein kleines Sterben

Aus dem amerikanischen Englisch
von Julia Schwenk



BRAMBLE

Für meine Mom:

*Danke, dass du deine Leidenschaft fürs Lesen
und für Liebesromane an mich weitergegeben hast.*

Ich hab dich lieb.

*Es wäre wohl besser für uns beide, wenn du
ein paar Seiten dieses Buchs überspringst.*

Also ... ein paar viele Seiten.

*Weißt du was? Vielleicht hörst du einfach
hier an dieser Stelle auf.*

KAPITEL 1



Es ist Freitagabend, und ich bin hungrig. Ein bisschen zu hungrig.

Ich ignoriere den kalten Schweiß, der sich auf meiner Oberlippe bildet. »Hier ist der Ausdruck der Tabelle, um den Sie gebeten hatten.« Ich verharre im Türrahmen von Dr. Kellehers Büro und zwingen mich zu einem Lächeln.

Reingehen will ich nicht. Kelleher ist die Leiterin des Office of Alumni Records and Engagement – des Ehemaligennetzwerks – und außerdem die Königin des »Toll, vielen Dank. Ach, da wäre noch diese eine Sache ...«. Als wir letzten Monat mit dem Entwicklungskomitee des Campus an einer großen Geschichtsausstellung der Student Union gearbeitet haben, brauchte ich im Schnitt vier Anläufe, um endlich aus dem Gebäude rauszukommen.

Heute Abend will ich einfach nur die Unterlagen abgeben und dann ganz unauffällig verschwinden – ohne »Schönen Abend noch«, ohne »Bis Montag« –, bevor ich mir bei ihrem endlosen »noch diese eine Sache« den Tod hole.

Na ja, nicht *meinen* Tod.

Dr. Kelleher sitzt an ihrem Schreibtisch und dreht einen roten Marker in den eleganten Fingern, während sie eine Seite im Ordner vor sich umblättert und dann zu mir aufblickt. »Oh, Jo.« Sie klingt ein wenig überrascht. Als wären sie und ich nicht die Einzigen, die sich über eine Stunde jenseits der Öffnungszeit noch im Gebäude aufhalten.

Sie streicht sich eine Strähne ihrer silberblonden Haare hinter Ohr und winkt mich mit einer lässigen Geste zu sich, als hätte sie alle Zeit der Welt. Hat sie nicht.

Ich schüttele den Kopf über mich selbst. *Reiß dich zusammen, Jo.* Solche Gedankengänge sagen mir, dass ich dieses Mal zu lange nicht gezehrt habe. Manchmal fühlt es sich an, als würde sich mein ganzes Leben um diese eine Handlung drehen – zehren oder nicht zehren, den Trieb klein halten, damit niemand zu Schaden kommt.

Da Kelleher mich erwartungsvoll ansieht, gehe ich zu ihr rüber und reiche ihr die braune Akte, die exakt genauso aussieht wie die anderen, die sich sorgfältig geordnet auf ihrem Schreibtisch türmen. Sie fügt meine Unterlagen dem Stapel neben ihr hinzu und richtet die Kanten mit einer geübten, präzisen Bewegung sauber aufeinander aus.

Allerdings weiß ich aus Erfahrung, dass sie diese Aktenmappe da nicht wiederfindet. Ich werde ihr das Ganze noch mindestens zweimal ausdrucken müssen, obwohl die Daten auch auf unserem gemeinsamen Server liegen. Dessen Nutzung sie stur ablehnt und auch nicht lernen will.

Aber ich sollte mich nicht beschweren – ihrem organisierten Chaos und ihrer technikfeindlichen Einstellung habe ich diesen Studentenjob überhaupt zu verdanken. Die ersten beiden Jahre war ich in der Union-Mensa angestellt, und das war echt hart. Haarnetze – mehr muss ich dazu nicht sagen.

Gerade heute Abend hätte ich die relativ bequeme Büroumgebung womöglich gegen die durchgetakteten Abläufe der Essensausgaben auf dem Campus eingetauscht. Haarnetze hin oder her, in der Mensa habe ich wenigstens immer pünktlich Feierabend gemacht.

Dr. Kelleher wendet ihre Aufmerksamkeit wieder der aufgeschlagenen Akte vor sich zu, und ich pirsche mich langsam rückwärts aus ihrem Büro. Unter meinem Sweatshirt rinnt mir Schweiß über den Rücken und sammelt sich am Bund meiner Jeans.

So lange warte ich nie wieder. Nur ... Letzte Woche hat es mit dem Freitagsdinner nicht geklappt, weil Halloween war. Und in der Woche davor standen die Zwischenprüfungen an. Mein schlechtes Gewissen ist so schon groß genug – jemandem den Notenschnitt zu versauen, weil mein Opfer zu müde oder benebelt ist, um gute Ergebnisse zu liefern, kommt mir da einfach unnötig gemein vor.

Ich spüre den dickeren Teppich des Gangs hinter mir unter meinem Stiefel und hätte beinahe aufgetatmet. Beinahe.

Aber dann schaut Kelleher wieder auf, als würde sie meine Fluchtabsicht wittern. »Oh, Jo. Warten Sie. Da wäre noch diese eine Sache.«

Verdammt noch mal. Wenn ich diesen Job nicht so dringend brauchen würde ...

»Wissen Sie, wo wir gerade mit dem Jahrgang von 1970 stehen? Die Zusammenfassung habe ich hier doch irgendwo, oder?« Sie betrachtet stirnrunzelnd die Stapel säuberlich beschrifteter Aktenmappen, die um sie herum in die Höhe ragen wie Zinnen, die das wehrlose Innere einer Burg schützen.

Wehrlos. Ja. Aber das Leben leuchtet noch sehr hell in ihr. Ich spüre es, wie Sonnenlicht, das mein Gesicht wärmt. Sie ist Ende vierzig, geht aber regelmäßig am Wochenende mit einer Gruppe Ehemaliger rudern. Und sie läuft Marathons. Zum Spaß.

Es wäre so leicht, einfach daran zu ... ziehen. Ihr ein kleines bisschen von dieser Lebenskraft wegzunehmen und runterzuschlingen wie eine riesige Tüte Erdnussflips.

Ein desorientierter Moment, ein paar graue Haare mehr, vielleicht ein Monat oder zwei ihrer Lebensspanne. Ich kann mich wahrscheinlich bremsen, bevor ich zu weit gehe.

Wahrscheinlich.

Dieser Gedanke holt mich mit einem Ruck zurück in meinen Körper, begleitet von einem guten Schuss Entsetzen. Ich muss hier raus. Sofort.

Kelleher zieht die Augenbrauen zusammen. »Jo? Alles in Ordnung? Sie sehen ein wenig blass aus.«

»Ich bin nur ...« Mein Magen unterbricht mich trotz der Cracker mit Erdnussbutter, die ich mir vor zwanzig Minuten rein-gezwungen habe, mit einem lauten Knurren. Manchmal kann echtes Essen den Hunger für eine Weile dämpfen. Aber dieses Mal nicht. Nicht, wenn er schon so lange andauert.

»Oh du meine Güte.« Kelleher schnalzt missbilligend mit der Zunge. »Was ist das nur mit den jungen Frauen, die ständig Mahlzeiten auslassen.«

Das Problem könnten wir ganz schnell beheben, säuselt ein leises Stimmchen in meinem Kopf. *Hier und jetzt*.

Kelleher schaut auf ihre Armbanduhr. »Es ist erst kurz nach sechs. Aber Sie könnten wohl schon gehen, wenn Sie ...«

Ich warte nicht, bis sie ausgeredet hat, falls am Ende ihres Satzes noch eine Aufgabe lauert.

Im Empfangsbereich am Ende des Gangs schnappe ich mir eilig Mantel und Rucksack und bin in nicht mal einer Minute die Treppe runter und am Ausgang. Der Himmel ist dunkel, als ich das Hayes – das Verwaltungsgebäude – verlasse, aber der Zentralcampus ist dank der grellen Straßenlaternen, die die Gehwege in regelmäßigen Abständen säumen, gut beleuchtet.

Am Rand der kalten, künstlichen Helligkeit sind die Backsteinfassade und Säulen des Hayes in Schatten getaucht, in denen sich die kahlen Efeuranken in gierige Tentakel verwandeln. Ein Stück von mir entfernt lässt sich eine Krähe mit einem verärgerten Krächzen in den Ästen eines Baums nieder, doch ich ignoriere sie.

Mir geht es schon besser, nur weil ich im Freien bin. Ein Fortschritt.

Aus Richtung des Erstsemesterwohnheims dringen wummernde Bässe durch die kalte Luft zu mir rüber, und Laub knirscht unter meinen Stiefeln, als ich den Gehweg verlasse und die welke Rasenfläche überquere. Auf der anderen Seite sehe ich

Studierende mit leuchtend bunten Schals, die in Zweier- und Dreiergruppen zu ihren Abendseminaren hetzen und die Wollmützen gegen die Kälte tief ins Gesicht gezogen haben.

Das ist meine liebste Jahreszeit. Der süßlich-modrige Geruch von verrottendem Laub, die früh einsetzende Abenddämmerung und die frische, kalte Luft ... selbst die Sterne wirken heller. All das trägt zu einem Gefühl der Vorfreude bei. Einer Ahnung, dass etwas *Gutes* bevorsteht.

Winterdepression und Grippewelle, Familiendramen an den Feiertagen und miese Prüfungsergebnisse – ein paar der Dinge, die ich am meisten liebe.

Ich schließe die Augen einen Moment lang und versuche, mich zu konzentrieren. Hauchdünne Fetzen von Ablehnung, Niedergeschlagenheit und Kummer hängen in der Luft, ausgehend von meinen Kommilitonen, die winzige Ausprägungen von Tod erleben. Jeder kleine Schluck hilft, aber auf die Entfernung fühlt es sich an, als würde ich Zuckerwattesträngen in einem Orkan nachjagen. Sie lösen sich auf und vergehen, bevor ich davon zehren kann.

Ich brauche mehr. Eine direkte Zufuhr.

Durch den Mantel drücke ich mir eine Hand auf den Bauch und atme tief durch, um den Hunger unter Kontrolle zu bekommen.

Ich arbeite dran. Du bekommst gleich was zu essen. Manchmal ist es leichter, das Bedürfnis als ein »Ding« in mir zu betrachten, als etwas, das von mir abgespalten ist. Nicht zutreffend. Aber leichter.

Der Wind lässt mich den Kopf einziehen, als ich den Weg über die Grünfläche vor der P. Edgars Hall einschlage, in der sich die Bibliothek befindet, und dann in eine Seitenstraße zum alten Beecher-Campus abbiege. Der recht neue schmiedeeiserne Zaun um die Überreste des Kirchenfriedhofs steht durch seine moderne Optik in krassem Kontrast zu den eingesunkenen Gräbern und schiefen Grabsteinen, die er umgibt. Die gesamte

hintere rechte Ecke nimmt ein einsames Mausoleum ein, das im Vergleich zu allem anderen überdimensional groß wirkt.

Ich eile an den Bungalows der Greek Row vorbei, wo ein Lagerfeuer auf einem Parkplatz brennt, auf das niemand ein Auge zu haben scheint. Als ich am Foreign Language House vorbeikomme – das dieses Jahr unter deutschem Motto steht, sehr zu Daans Leidwesen –, bemerke ich, dass das grellgelbe Rad meines Kumpels im Ständer fehlt.

Das ist gut. Also ist er wahrscheinlich schon in der Bar.

Vor mir kann ich das Schild von Happy's ausmachen, ein lächelndes, anthropomorphes Pizzastück mit einem Bier in der Hand, das mir zwischen den Bäumen entgegenleuchtet wie ein flüchtiger Blick auf das gelobte Land. Ich habe fast die Kreuzung erreicht, an der ich die – eigentlich verbotene – Abkürzung durch die Gärten des Wohnviertels zu der heruntergekommenen Einkaufsmeile nehmen kann, wo der Pizza-Pub Hof hält. Ein viel genutzter Pfad, trotz der zahlreichen Warnungen der Campus-Verwaltung und »Zutritt verboten«-Hinweise. Aber was geben Studierende schon auf Privatgrundstücke, wenn sie zwischen ihnen und billigem, schaumgekröntem Bier und Pizzateig-Nuggets mit Parmesankruste stehen? Insbesondere, wenn sie einem zehn Minuten Fußweg im Winter von Massachusetts ersparen.

Doch bevor ich die Straße überqueren kann, höre ich das Knirschen von Reifen hinter mir und werde von Scheinwerfern angeleuchtet, die meinen Schatten vorauswerfen. Der Motor schnurrt fast geräuschlos, weswegen ich das Auto nicht habe kommen hören.

Es wird langsamer, woraufhin ich mich instinktiv verspanne und die Hände in meinen nicht zusammenpassenden Handschuhen zu Fäusten balle. Beecher ist eine verhältnismäßig sichere Gegend, sowohl der Campus als auch die umliegende Kleinstadt, von den Gerüchten um einen Serienkiller vor über fünfzig Jahren mal abgesehen. Ich meine, um jedes College

ranken sich doch irgendwelche moderne Legenden, oder? Betrunkene Einheimische, ab und zu mal einen ekligen Widerling oder – viel wahrscheinlicher, weil ich mich theoretisch noch auf dem Campusgelände befinde – aufdringlich-nervige Kerle von irgendeiner Studentenverbindung gibt es natürlich trotzdem.

Sie können dir nichts anhaben. Nein, ich ihnen aber schon, und das würde genauso große Probleme verursachen. Eine Gruppe toter, reicher Studenten in einem Auto ist ziemlich schwierig zu erklären.

Ich muss mich beherrschen.

Also gehe ich ruhig und gelassen weiter. Wenn ich Angst zeige, eskaliert die Situation nur schneller.

Doch das hohe Summen eines heruntergelassenen Seitenfensters verrät mir, dass es dieses Mal nichts nützen wird, sie zu ignorieren.

»Hey, Kleine, Lust auf was Süßes?« Die heisere, kratzige Stimme klingt ... seltsam, gepresst. Jemand versucht, seine Identität zu verbergen.

Panik schießt in mir hoch, dicht gefolgt von vorausseilenden Schuldgefühlen, als ich herumfahre, die Hände erhoben, bereit. Genau wie der gute, alte »Dad« es mir beigebracht hat. Finde das Zentrum, wo das Leben am hellsten erstrahlt, und *zieh*.

Stell dir vor, dass es auf dich zuströmt wie Wasser aus einem Gartenschlauch, aber du kannst seinen Fluss beherrschen. Genau so, gut gemacht! Seine Stimme klingt leise in meiner Erinnerung, aber sein Stolz auf meinen Erfolg schwingt laut und deutlich darin mit und beschert mir selbst heute noch eine Gänsehaut. Als hätte ich Fahrradfahren ohne Stützräder gelernt oder was man sonst so normalerweise als Kind macht.

Ich verdränge den Gedanken und kneife die Augen gegen das grelle Licht der Scheinwerfer zusammen. Aus dem Fenster auf der Fahrerseite hängt eine dunkle Gestalt, mehr erkenne ich nicht.

Zumindest bis der schwarze BMW-Hybrid näher kommt und die Person hinterm Lenkrad mit einem vertrauten, hohen Prusten loslacht.

Ich lasse die Hände sinken, als ich ihr Gesicht deutlicher ausmachen kann. »Gott, Lennie.« Ich atme geräuschvoll aus. Blut dröhnt in meinen Ohren wie ein elektrostatisches Rauschen.

»Du hättest dein Gesicht sehen sollen!«, grölt Lennie McCarthy aus dem offenen Fenster. Ihre rotblonden Wellen flattern leicht im warmen Strom, der aus den Lüftungsschlitzen im Wageninneren dringt. »Und deine Hände. Hattest du vor, mir eine zu klatschen? Officer Schute wäre echt enttäuscht von dir.«

Ich dränge meine Verärgerung zurück, um einen lässigen Ton anzuschlagen. »Keine gute Idee, sich von hinten einer Frau zu nähern, die allein unterwegs ist, und sich als Triebtäter auszugeben, Lennie.« Vor allem hier. Alle Erstsemester müssen einen Selbstverteidigungskurs durchlaufen – angeleitet von besagtem Officer Schute –, und zu Beginn jedes Studienjahrs werden Auffrischungen angeboten.

Sie verdreht nur die Augen und trommelt ungeduldig mit der linken Hand auf dem Fensterrahmen herum. Der breite, gewundene Silberring an ihrem Mittelfinger war ein Geschenk von ihrer exzentrischen Mutter – ein »individuell gestaltetes Geburtsstein-Schmuckstück«, in das ein riesiger Aquamarin eingebettet ist. Nur dass Lennie im Oktober geboren wurde.

»Mann, Jo. Wir sind in Beecher. Hier passiert doch nie was.«

Damit ignoriert sie zwar, worauf ich hinauswollte, aber sie hat recht. Und genau deswegen habe ich mich dafür entschieden. Nicht unbedingt aufgrund der niedrigen Anzahl an Straftaten – die sich hauptsächlich aus Kneipenschlägereien und Ladendiebstählen zusammensetzen. In meinem letzten Highschool-Jahr habe ich alle möglichen Colleges abgeklappert, wie man das eben so macht. Beecher, sowohl Stadt als auch Campus, war der einzige Ort, der sich ... richtig angefühlt hat. Erst nach einer Weile ist mir aufgegangen, dass ich hier nicht konstant dieses

unangenehme Kribbeln auf der Haut spüre, anders als in meiner Heimatstadt Highland Park und überall sonst. Das Gefühl, wenn andere Leute wie ich Magie einsetzen, zehren und miteinander um Gebietsrechte streiten.

Überall sonst würde in einem Auto, das sich mir langsam von hinten nähert, womöglich nicht bloß ein ganz gewöhnlicher Mensch sitzen, der mich entführen oder umbringen will, sondern jemand, der tatsächlich beides auch schaffen könnte.

Doch soweit ich das den wenigen, sehr zweifelhaften Online-Quellen entnehmen konnte, ist Beecher wohl so was wie eine tote Zone für Magie. Selten, aber es gibt sie. Vielleicht liegt es an der Nähe zur Nachbarstadt Danvers – besser bekannt als Salem Village, in dem damals diese irrsinnigen Hexenprozesse stattgefunden haben. Mit der Magie ist dort gewaltig was schiefgelaufen, und womöglich wurde sie im Verlauf des Ganzen auch der ganzen Region entzogen, wodurch ein Vakuum entstanden ist. Aber ehrlich gesagt ist das nur eine Vermutung. Ist ja nicht so, als würden die Uralten gern Erklärungen für irgendwas liefern.

Allerdings ist das, was Lennie gerade abgezogen hat, trotz minimaler Kriminalität und Magievakuum eine ziemlich sichere Methode, sehr schnell seine Lebenskraft ausgesaugt zu bekommen.

Oder eine Ladung Pfefferspray ins Gesicht zu kriegen.

Aber wenn ich ihr das sage, wird sie nur sauer. Wir sind seit dem ersten Studienjahr befreundet, und manchmal reagiert sie mit einer seltsamen Mischung aus Reizbarkeit und bodenloser Naivität. Ich muss sorgfältig überlegen, welche Kämpfe sich da wirklich lohnen.

»Was machst du denn hier?«, frage ich stattdessen.

Lennie zuckt unbekümmert die Schultern. »Ich war spät dran, und deine blöde Chefin lässt dich nie pünktlich raus, also dachte ich, du willst vielleicht mitfahren. Deswegen bin ich hier lang, um dich einzusammeln, falls ich dich sehe. Es ist kalt hier draußen.«

Gedankenlos fürsorglich. Genau so ist Lennie. Sie spendet die Hälfte ihres »Taschengelds« an ein Tierheim in Beecher – außer in den Monaten, in denen sie es vergisst. Sie schmeißt eine nervtötend laute Party, lädt alle Nachbarn ihres Wohnhauses ein und bestellt Pizza für die, die nicht kommen wollen (obwohl die wahrscheinlich lieber ihre Ruhe hätten als gratis Essen).

Lennie ist wie die kleinen Schaumbläschen, die unerwartet aus der Spülmittelflasche schießen, wenn man sie ein bisschen zu schwungvoll abstellt. Lustig, charmant, nicht zu bändigen und unfassbar fragil.

Meine Verärgerung geht in einer Welle aus Zuneigung unter. Und Hunger. »Danke, Len.« Ich umrunde das Auto und steige auf der Beifahrerseite ein.

»Außerdem«, fährt sie fort, während ich mich anschnalle, »will mich doch sonst niemand dabeihaben. Du bist die Einzige, die auf unser wöchentliches Treffen zum Abendessen besteht.« In ihrem trockenen Ton schwingt ein verletzter, bitterer Beigeschmack mit.

Da haben wir's ja. Ich erstarre, kann meine Hand nicht vom Gurtschloss nehmen. Ein diffuses Gefühl, wie ein warmes Tröpfeln, rieselt mir über den Rachen. Wie der erste tröstliche Löffel Hühnersuppe nach einer heftigen Grippe, der besser schmeckt als alles andere.

Kleine Schlückchen von den negativen Gefühlen anderer – Misserfolg, Zurückweisung, Enttäuschung, Schmerz, jedes auf seine Art ein winzig kleiner Tod – sind nicht ganz dasselbe, wie ihnen Lebenskraft auszusaugen und sie so stückchenweise zu töten. Das hier wird freiwillig gegeben, und statt des sonnigen Strahlens, das ich mit etwas Konzentration bewusst lenken kann, fühlt es sich eher an, als würde ich für ein paar Sekunden die Hände vor einen warmen Heizlüfter halten.

Mein Magen ächzt erleichtert auf, und ich lasse mich gegen die Kopfstütze sinken. So zu überleben, ist nicht leicht; als würde man sich Tag für Tag von einer Handvoll gestohlenem Pop-

corn ernähren, statt sich das Steak mit Ofenkartoffel auf der anderen Seite des Tisches zu gönnen. Aber wenn dieses Steak mit Kartoffel ein Mensch ist, vielleicht sogar eine Freundin, deren Existenz durch das eigene Bedürfnis nach Nahrung bedroht wird ... Tja, dann bleibt es eben bei Popcorn.

»Das stimmt doch gar nicht«, bringe ich schließlich hervor. Tut es aber doch irgendwie. »Daan wird ...«

»Daan wird zu sehr damit beschäftigt sein, allem hinterherzujagen, was enge Hosen und einen Nasenring trägt, um mit mir abzuhängen«, fällt sie mir seufzend ins Wort. Die beiden haben eine komplizierte Beziehung, hinter die ich nicht steige. Sie flirten miteinander, sind eifersüchtig, wenn was mit anderen unternommen wird, aber mehr als Freundschaft scheint da nicht zu laufen.

Die Wärme ihrer Emotionen sammelt sich auf meiner Zunge und rinnt mir die Kehle hinunter. Aus irgendeinem Grund ist die verbale Äußerung solcher dunkleren Gefühle viel substanzieller für mich als die Stimmung allein oder entsprechende Gedanken.

Ich behalte ihre Hände am Lenkrad im Blick, nur für alle Fälle. Aber wie immer zeigen sich bei ihr keinerlei Anzeichen von negativen Auswirkungen, abgesehen von einem leichten Anspannen der Finger. Mein kurzes Nippen an ihrem Kummer scheint sie im Gegensatz zu anderen Leuten nicht zu beeinträchtigen. Sie kippt nicht um, muss sich nicht übergeben und wird nicht aschfahl im Gesicht. Es ist fast, als wäre Lennie unantastbar, als würde es sie schützen, dass ihre Welt sich vor allem um sie selbst dreht. Wobei ich diese Theorie lieber nicht bis zum Äußersten ausreizen möchte.

»Und Chessa *hasst* mich, obwohl ich immer nur nett zu ihr war«, fährt Lennie fort und schiebt trotzig das Kinn nach vorn.

So zwischen den Stühlen zu sitzen, ist echt widerlich. Auf der einen Seite sollte ich Lennie gut zureden ... auf der anderen zehre ich wortwörtlich von ihren negativen Gefühlen.

Ich bin eine schlechte Freundin.

Nein, du bist eine hungrige Freundin.

Ist ein und dasselbe.

»Sie hat nichts gegen dich persönlich«, sage ich. »Ihr zwei seid einfach sehr verschieden. Das ist alles.«

Was eine drastische Untertreibung ist. Chessa, meine Mitbewohnerin und beste Freundin, verkörpert in fast jeder Hinsicht das krasse Gegenteil von Lennie. Chessa stammt aus Beecher und hat sich mit harter Arbeit Stipendien für dieses College erkämpft; Lennie ist eine Erbin in dritter Generation. Chessa ist groß und schlank, mit dunkler Haut und Box Braids; Lennie ist klein, kurvig und weiß, mit rotblonden Haaren und teurer Blow-out-Frisur, die sie alle zwei Wochen im örtlichen Salon auffrischen lässt, obwohl sie mit deren Arbeit nie zufrieden ist.

Außerdem würde Chessa sich nicht mal beschweren, wenn bei ihr die Hütte brennt, während Lennie sich mal an Papier schneidet und die Verletzung direkt zu einer dreitägigen Saga mit möglicher Blutvergiftung aufbläst, bei der sie nur knapp fleischfressenden Bakterien entkommen ist. Was für mich nützlich ist angesichts meiner speziellen ... Bedürfnisse. Aber mit beiden befreundet zu sein, ist dadurch recht kompliziert.

Lennie gibt einen abfälligen Laut von sich und wedelt dramatisch mit der Hand. »Ist ja auch egal. Mich kümmert das nicht.«

Doch, tut es. Sehr sogar.

»Rate mal, wem ich heute über den Weg gelaufen bin.« Lennie wippt ein wenig auf dem Sitz, und ihre übliche Überschwänglichkeit ist zurück. Sie lässt sich zwar oft runterziehen, aber nie für lange. Sprunghaft. Das beschreibt sie wohl am besten.

»Professor Burkitt wieder?«, frage ich und kann mir ein Grinsen nicht verkneifen. Jetzt, wo ich nicht mehr am Verhungern bin, kann ich ihr wieder richtig zuhören. Ich kann eine echte Freundin sein anstelle eines schwarzen Lochs, das alles aufsaugen will. Satt bin ich nicht – bin ich nie –, aber das Bedürfnis ist nicht mehr ganz so drängend.

Lennie entfährt ein entsetztes Quietschen. »Jo! Ihh, nein!« Aber sie läuft so knallrot an, dass ich es selbst in den schummrigen Lichtverhältnissen des Autos sehe.

»Du hast doch gesagt, dass er heiß ist«, erinnere ich sie.

»Da wusste ich doch nicht, dass er es ist! Ich habe ihn nur von hinten bei den Squats gesehen!«

»Hmhm.«

»Der ist doch locker fünfzig!«

»Mit – und ich zitiere – Oberschenkeln wie ein Holzfäller«, sage ich mit einem unterdrückten Lachen.

Sie lässt die Straße kurz aus den Augen, um mir einen bitterbösen Blick zuzuwerfen. »Das hätte ich dir nie erzählen dürfen. Außerdem sollte es verboten sein, dass die Profs im selben Fitnessstudio trainieren wie wir! Eben joggst du noch auf dem Laufband, und im nächsten Moment droht dir ein Hodenblitzer von dem Kerl, der dir in Entwicklungspsychologie eine Drei reingedrückt hat.«

»Oder du bewunderst seine Muckis«, stichle ich.

»Oh mein Gott, Jo«, stöhnt sie. »Du bist so schlimm.« Aber sie lacht dabei.

»Stimmt«, pflichte ich ihr unbeschwert bei.

Dann biegt sie auf den von Schlaglöchern übersäten Parkplatz vor Happy's ein – und stellt sich wie immer quer über die gelben Markierungen. Die Absätze von Lennies Leopardendruck-Stiefeletten klackern laut, als sie vor mir auf die Eingangstür zueilt. Erst drinnen fällt mir auf, dass sie gar nicht fertig erzählt hat, wem sie denn da begegnet ist. Muss sie jetzt aber auch nicht mehr.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Bar entdecke ich Chessa und Daan in einer der großen Sitznischen, und sie sind nicht allein.

Der blaue Pullover und ein farblich passendes, gestreiftes Hemd darunter spannen sich über seinen breiten Schultern. Die Ärmel von beidem hat er in sauberen, glatten Umschlägen bis

zum Ellenbogen aufgekrempt. Nur die golden schimmernden Bartstoppeln und die blonde Strähne, die ihm in die Stirn fällt, geben ihm einen entspannten, lässigen Touch. Aber so, wie ich ihn kenne, dient beides einer bewussten Inszenierung. Kontrollfreak würde als zweiter Vorname deutlich besser zu ihm passen als Thomas.

»Carter!«, ruft Lennie entzückt. »Du bist hier!«

Tja, schöne Scheiße.



KAPITEL 2

Als ich vor anderthalb Jahren die Vorstellung eines weiteren fürchterlich öden Sommers mit dem Dauerschweigen meiner Mutter zu Hause in Highland Park nicht mehr ertragen konnte, bin ich eingeknickt und habe Lennies Angebot angenommen, bei ihr in Beecher unterzukommen. Sie war ohnehin wochenlang in ihrer Heimatstadt, um Freunde zu besuchen – und in irgendwelchen europäischen Ländern unterwegs, wie man das halt so macht –, aber ihr Mietvertrag im River Crossing läuft ganzjährig, und ihre Wohnung ist echt schick. Wände in kühlem Grau, Fake-Parkett auf dem Boden, mit einer Zentralklimaanlage und in einem Gebäude, das erst vor ein paar Jahren und nicht vor ein paar Jahrhunderten gebaut wurde.

Das Problem: Im Crossing, einem zum Beecher College gehörenden Komplex, wohnen hauptsächlich Masterstudierende und Doktoranden.

Und da habe ich Mist gebaut.

»Lennie«, sage ich jetzt und werde langsamer. Carters blaue Augen richten sich erst auf Lennie und dann an ihr vorbei auf mich. Unsere Blicke treffen sich, Hitze kriecht mir über den Hals nach oben bis in die Wangen, und mein Herz krampft sich schmerzhaft zusammen.

Er nickt mir distanziert und knapp zu. Als wäre ich irgendeine x-beliebige Studentin, an die er sich aus einem Seminar erinnert, das er mal gegeben hat.

Als hätte er nie meine Hüften so hart gepackt, dass seine Daumen blaue Flecken auf meiner Haut hinterlassen haben, als hätte ich nie das sachte Stocken seines Atems an meinem Hals gespürt, und als wären die Reibung und der Druck seines Oberschenkels zwischen meinen nur meiner Fantasie entsprungen.

Heiße Wut kocht in mir hoch und lässt mir die Brust so eng werden, dass ich abrupt stehen bleibe.

Lennie schaut über die Schulter und stutzt. »Werd jetzt nicht komisch, Jo.« In ihrer Stimme liegt ein flehender Unterton. »Du hattest Carter schon fast ein Jahr nicht mehr als Dozenten.«

Als wäre das das Problem: die unangenehme Situation, mit jemandem ein Bier trinken zu gehen, der früher mal über meine Noten und meine Zukunft entschieden hat. Aber aus Lennies Sicht geht es eben nur darum.

Sie dreht sich zu mir um und läuft rückwärts weiter Richtung Sitznische. »Komm schon, bitte? Ich glaube, er ist Single. Aber ich habe ihn auf meiner Halloween-Party dabei ertappt, wie er Annie Caughey angestarrt hat. Ich muss rausfinden, ob bei ihm was geht, bevor er sich anderweitig umschaut.«

Ich weiß nicht, wie Carter seinen Beziehungsstatus dieses Jahr bezeichnet. Darüber haben wir nie gesprochen.

Annie Caughey allerdings – die kleine, zierliche, bildhübsche Annie – stand auf Lennies Party direkt vor mir, während ich mich den Großteil des Abends an der improvisierten Bar fehl am Platz gefühlt habe. Und so tun musste, als würde ich Carter nicht bemerken, während er so tat, als würde er mich nicht bemerken.

Scheint, als wäre eine von uns deutlich besser in diesem Spiel als der andere.

Ich sollte einfach direkt umdrehen und verschwinden. Wirklich.

Aber ich bin noch nicht satt und hatte auch noch nichts Richtiges zu essen. Außerdem kitzelt mich trotz allem schon ein klitzekleines bisschen die Neugier. Warum hier, warum jetzt? Das

ist diese Art Neugier, bei der man mit dem Finger durch eine Kerzenflamme streicht und ausprobiert, wie lange es dauert, bis der Schmerz einsetzt – es wird wehtun, man weiß nur nicht genau, wann.

»Na schön«, gebe ich nach.

»Yay!«, quietscht Lennie übertrieben und wirbelt wieder nach vorn. Sie steuert Carters Seite der Sitznische an, als wäre er ein Kühlschrankschrank und sie einer dieser kleinen Magnete mit niedlichen Obstmotiven. (Missy Banks, meine beste Freundin in der Fünften, hatte die in ihrer Küche. Meine Mutter würde so etwas »Geschmackloses« nie in ihrem Haus dulden, und außerdem haben all unsere Elektrogeräte ohnehin ein nichtmagnetisches Edelstahlgehäuse.)

Ich folge ihr langsamer.

Lennie rutscht neben Carter auf die Bank und bombardiert ihn bereits mit Fragen – »Wie geht's? Was gibt's Neues? Wie läuft das Semester?« –, als ich meinen Rucksack auf den Boden stelle und aus dem Mantel schlüpfte. Carters dunkelblauer Woll-Doppelreihler hängt am Garderobenhaken der Nische neben Chessas Daunen- und Daans Skijacke, als würde er dorthin gehören.

Lennie textet Carter weiter zu, doch er nickt nur schweigend. Er redet nie viel, vor allem nicht in größerer Runde. Früher dachte ich, er hält sich für etwas Besseres als wir. Als ich. Weil er älter ist. Weil er klüger ist. Inzwischen vermute ich jedoch, dass er einfach nur einer dieser auf schräge Weise unbeholfenen Menschen ist, die als reserviert überkommen, fast schon steif und ein bisschen einschüchternd.

Er hat das Gefühl, nicht dazuzugehören, also hält er die Klappe. Der Gedanke schickt einen schmerzhaften Stich in meine Brust.

Auf gar keinen Fall, Jo. Das machen wir nicht noch mal. Und nein, er gehört wirklich nicht hierher, er hat klar und deutlich zu verstehen gegeben, wo er steht.

Bin ich nicht gut genug für ihn? Das Risiko nicht wert? Na schön. Dann bleib aber verdammt noch mal weg von mir. Steig mir nicht nach, wenn ich Zeit mit meinen Freunden verbringe.

»Ist doch wahr, oder?«, fragt Lennie kichernd und führt ihr größtenteils einseitiges Gespräch mit Carter fort.

Ich könnte einfach gehen. Werde ich aber nicht. Diese Lennie strahlt von innen heraus, versprüht ihr Charisma und versucht geradezu besessen, Carters Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Von der sarkastischen Bitterkeit von vorhin keine Spur.

Aber das wird nicht lange anhalten. Ich mag Carter in anderen Lebensbereichen nicht durchschauen, aber er ist eindeutig nicht auf diese Art an Lennie interessiert. Und das wird sie irgendwann merken. Mit großer Enttäuschung oder sogar Schmerz. Ich kann es schon fast schmecken.

Ganz miese Freundin.

Chessas Blick huscht hinter ihrer Brille mit transparentem Kunststoffrahmen kurz zu Carter rüber, bevor sie eine Augenbraue hochzieht und mich so wortlos fragt, ob bei mir alles okay ist.

Das ist der Vorteil daran, so lange befreundet zu sein und zusammenzuwohnen. Sie weiß nicht nur über sämtliche Dramen meines Lebens Bescheid – na ja, über die meisten –, sondern auch, wann sie sich dazu äußern soll und wann es besser ist, anders zu kommunizieren.

Ich zucke die Schultern. Für den Moment ignoriere ich Carter einfach, so gut es geht.

Chessa schüttelt unauffällig den Kopf, was entweder »Tu dir das nicht an, bleib stark« heißen könnte, oder aber: »Ich kann immer noch nicht fassen, dass du solchen Bockmist gebaut hast.« Wahrscheinlich beides.

»Jo ...«, unterbricht Daan unseren stummen Austausch nörkelig. »Sag Chessa, dass sie sich irrt.« Er streicht sich seine schulterlangen aschblonden Haare hinter die Ohren und sieht mich erwartungsvoll an.

Dankbar für die Ablenkung schenke ich ihm ein Lächeln. »Das bezweifle ich.« Daans relative starre Vorstellung davon, wie Dinge zu laufen haben, hat ihn schon mehr als einmal in Schwierigkeiten gebracht.

Daan war mein erster echter Freund am Beecher College. Seit er es gleich zu Anfang des Studienjahrs geschafft hat, sich aus unserem Wohnheim auszusperren.

Alles an dieser Uni ist altmodisch, wortwörtlich wie auch im übertragenen Sinn. Gegründet auf dem Gelände eines puritanischen Dorfs aus dem 17. Jahrhundert, wurde sie während des Bürgerkriegs zu einem »College für angehende Lehrerinnen« umgebaut und ist erst viel später zu dem geworden, was sie heute ist. Manche der althergebrachten Gegebenheiten halten sich hier länger, als sie sollten. Die Wohnheim-Etagen sind nach Geschlechtern getrennt (erst ein Jahr, bevor ich mich eingeschrieben habe, wurde endlich ein Flügel angeboten, in dem alle Geschlechter gemeinsam untergebracht sind), es gibt definierte Besuchszeiten für Nichtbewohner und eine Sperrstunde um zwei Uhr morgens für Erstsemester.

In den ersten sechs Wochen des Studienjahrs werden die Türen nach der Sperrstunde abgeschlossen, und die Schlüsselkarten funktionieren nicht mehr. Drückt man auf die Klingel, wird man zwar von einem Mitglied der Studienberatung oder von der Leitung des Wohnheims reingelassen, aber das kostet: hundert Dollar beim ersten Verstoß, was sich bei jedem weiteren verdoppelt. Und wenn man über die Aufnahmen der Sicherheitskamera erwischt wird, wie man jemanden durch einen Seiteneingang reinlässt, werden beide zur Kasse gebeten.

Dämliche Regel, aber die Beecher-Verwaltung versteht da keinen Spaß.

Für Leute wie Lennie sind hundert Dollar wie Kleingeld, das man im Getränkehalter vergessen hat. Aber für den Rest von uns war es eine mehr als wirkungsvolle Abschreckung.

Ich habe im Erdgeschoss gewohnt, und am Abend vor Vorlesungsbeginn hat meine Zimmergenossin Ryann schon geschlafen – und wie ein schwer beschäftigter Holzfäller geschnarcht –, als ich plötzlich gehört habe, wie jemand sacht mit den Fingerspitzen gegen das Fenster tippte.

Als ich der Sache auf den Grund ging, entdeckte ich Daan, der mich nervös und blass um die Nase aus den Büschen darunter anstarrte. Bis dahin kannte ich ihn nur als den großen Kerl in Schwarz, den ich ein paarmal im Eingangsbereich gesehen hatte.

Er fuchtelte wild mit den Händen und bedeutete mir dann mit einer kurbelnden Geste, das Fenster zu öffnen.

»Das ist doch lächerlich«, flüsterte er mir zu und schob ein paar belaubte Äste beiseite. »Ich war bloß draußen, um mich mit ein paar Leuten zu unterhalten. Türen abschließen, so was provoziert doch nur *onheil*. Wat een onzin!«

Vor lauter Empörung achtete er nicht darauf, das Grünzeug weiter richtig festzuhalten, und das Gebüsch rächte sich prompt, indem ihm ein Zweig mitten ins Gesicht klatschte.

Er taumelte mit einem unterdrückten Fluch nach hinten, hielt sich die Wange, und ich musste mir ein Lachen verkneifen. Ich hatte keine Ahnung, was dieses *onheil*-Blabla bedeutete, aber beim Rest war ich voll seiner Meinung.

»Bitte?«, fragte er und schielte hoffnungsvoll zu mir hoch, während er sich die Finger noch immer auf die gerötete Stelle drückte. »Mein Mitbewohner reagiert nicht. Hilfst du mir hoch? Ich stör dich auch nie wieder, versprochen.«

Ich hatte eine Schwäche für Opfer drakonischer Regeln. Und es ist schwer, kein Mitgefühl für jemanden zu empfinden, der gerade eine Ohrfeige von einem Buchsbaum kassiert hatte.

Er zog sich hoch, und ich half ihm durchs Fenster, indem ich ihn am Gürtel über den Sims zerrte. Dann schlich er sich die Treppe hinauf in sein Zimmer, niemand bekam etwas davon mit, und er war keinen Cent ärmer.

Am nächsten Morgen beglich Daan seine Schuld, indem er

mir einen Kaffee und eine vakuumierte Schale Froot Loops brachte. Es ist quasi unmöglich, ihn nicht zu mögen.

»Was ist es diesmal?«, frage ich Daan. »Schon wieder die Barkeeper?« Die beiden, die fast jeden Freitagabend hinterm Tresen stehen – ein Mann und eine Frau –, sind ein Dauerbrenner bei Daan. Genau sein Beuteschema: groß, schlank, ganz in Schwarz gekleidet und mit einer Menge Piercings.

Er will antworten, aber Chessa ist schneller. »Natürlich geht's um die Barkeeper«, bestätigt sie und verdreht die Augen, aber ihre Mundwinkel umspielt ein Lächeln voller Zuneigung. Sie kennt Daan noch nicht ganz so lange wie ich, aber er wächst einem schnell ans Herz.

»Daan«, sage ich. »Das hatten wir doch schon. Nur weil sie zusammen arbeiten, heißt das nicht, dass sie *alles* gemeinsam machen.«

»Das weißt du doch gar nicht.« Daan zieht einen Schollmund und stützt das Kinn in die Hand. Dann richtet er sich mit sehnsüchtigem Gesichtsausdruck wieder auf. »Schau sie dir nur mal an. Wie sie sich umeinander bewegen, ohne sich anzurempeln. Das ist wunderschön, wie ein Tanz.«

Ich beobachte die beiden, wie sie hinter dem zerkratzten Holztresen in koordiniertem Chaos herumwirbeln. Beeindruckend, wie sie den zunehmenden Forderungen der betrunkenen College-Studierenden mit minimalem Verschütten nachkommen und dabei fast nichts zu Bruch geht, das muss man ihnen lassen.

»Und außerdem willst du nicht einer von diesen Typen sein«, ergänzt Chessa. »Die Barkeeper anflirten, während die versuchen, ihre Arbeit zu machen.«

»Typen, die auf einer Beerdigung flirten«, werfe ich ein. »Mit einem trauernden Familienmitglied.«

»Typen, die dir aufs Klo folgen, um dich davon zu überzeugen, dass du ihre Nummer brauchst.« Chessa verzieht angewidert das Gesicht, und wir schauern beide bei der Erinnerung.

»Du bist besser als diese Typen«, sage ich, und Chessa nickt.

»Vielleicht ja auch nicht«, gibt er trotzig zurück. »Schau doch nur. Sie sind zwei Hälften eines Ganzen.« Er streckt die Hand aus, als würde er einen flammenden Bühnenmonolog halten. »Sie sind ineinandergreifende Puzzlestücke, die sich in dieser kalten, komplizierten Welt gefunden haben. Sie sind ...«

»Sie sind Geschwister«, meldet sich Carter trocken zu Wort, was mich erschrocken zusammenzucken lässt.

»Moment mal.« Daan beugt sich nach vorn und richtet seine Aufmerksamkeit auf Carter. »Ist das dein Ernst?«

Carter nickt. »Zweieiige Zwillinge, um genau zu sein. Dove saß letztes Jahr mit mir in Wirtschaftstheorie.«

Natürlich. Ich schüttle den Kopf.

Chessa entfährt ein lautes Lachen, bevor sie sich die Hand vor den Mund schlägt. Als sie sie wieder senkt, liegt ein sehr ernster Ausdruck auf ihrem Gesicht, doch in ihren Augen steht ein be-
lustigtes Funkeln, und ihre Lippen zucken vor Anstrengung, nicht wieder herauszuplatzen. »Wie praktisch, dass sie in dieser kalten, komplizierten Welt nicht lang suchen mussten, um ein-
ander zu finden«, bringt sie gepresst hervor.

»Ha ha, sehr witzig.« Daan zeigt ihr den Mittelfinger.

Das gibt Chessa den Rest, und sie krümmt sich vor Lachen.

Ich schlucke in Erwartung von Daans Enttäuschung, bin aber
jetzt schon wachsam, damit es ihm nicht zu sehr zusetzt.

Doch nein. Er schwankt nicht und wird auch nicht blass. Kei-
ne Enttäuschung. Stattdessen sieht Daan nachdenklich aus.

Igitt, nein. Ich habe keine Geschwister, habe mir aber immer
einen großen Bruder oder eine ältere Schwester gewünscht, die
in der abgefuckten Shitshow zu mir hält, in die sich mein Leben
gelegentlich verwandelt. Jemanden, der mich durch und durch
kennt und dem ich nahestehe.

Aber nicht auf diese Art nahe.

Ich verziehe unwillkürlich das Gesicht, und Carter, der mir
gegenübersitzt, fängt meinen Blick auf. Lachfältchen bilden sich

in seinen Augenwinkeln und um seinen Mund. Ein Mund, den ich schon auf meinem gespürt habe.

Und dieser Moment fühlt sich ... intim an. Als wären wir hier ganz allein, in unserer eigenen Welt, als würden wir uns wortlos miteinander verständigen.

Nur dass es keine Verständigung zwischen uns gibt.

Heißer Schmerz durchzuckt mich.

»Carter, hörst du mir zu?«, fragt Lennie heiser-quengelig und lenkt seine Aufmerksamkeit damit wieder auf sich.

Ich schnappe mir abrupt den fast leeren Pitcher vom Tisch. »Mehr Bier? Wir brauchen mehr Bier.« Damit schiebe ich mich von der Sitzbank und marschiere in Richtung Bar.

Der Gastraum des Happy's ist auf der einen Seite mit Sitznischen und Vierertischen ausgestattet, auf der anderen mit Dartscheiben, einer Jukebox und Stehtischen. In der Mitte befindet sich die etwas erhöhte Bar, um die sich Gäste in konzentrischen Kreisen tummeln.

Ich klammere mich an den Griff des Plastik-Pitchers, damit er mir nicht aus der nun schwitzigen Hand rutscht, und schlängle mich zwischen den Leuten hindurch hinauf zum Bartresen.

»Noch einen bitte«, sage ich zu Dove. Jetzt, wo ich darauf achte, fällt mir auch auf, wie ähnlich sie und ihr Bruder sich sehen. Die auffälligen Haarfarben der beiden – ihre sind neonrot und er hat leuchtend blaue Strähnen – sind ein oberflächlicher Unterschied, der vom Offensichtlichen ablenkt.

Sie nickt mir zu, greift nach dem Pitcher und macht sich mit einer halben Pirouette an die Arbeit.

Daan hat recht. Sie bewegt sich auf eine merkwürdige Art elegant. Ist sie Carter deswegen letztes Jahr in ihrem gemeinsamen Seminar aufgefallen?

Gott, Jo, reiß dich mal am Riemen. Es war ein Seminar. Wäre es nicht seltsam, wenn er ihren Namen nicht kennt?

Ich lehne mich über den Tresen. »Und einen Jägermeister, bitte«, rufe ich Dove noch zu.

Sie signalisiert mir mit einem erhobenen Finger, dass sie mich gehört hat, woraufhin ich mich wieder aufrichte.

»Jägermeister. Muss ernst sein«, sagt eine vertraute Stimme hinter mir.

Carter.

Ich verspanne mich und schließe die Finger um die Kante des Tresens. »Was willst du? Warum bist du hier?«

Dass Carter die Schultern zuckt, als er neben mich tritt und sich mit den Ellenbogen auf der Bar abstützt, spüre ich mehr, als dass ich es sehe. Er achtet jedoch sorgfältig darauf, den Blick nach vorn zu richten, als wären wir einfach nur zwei Menschen, die sich hier zufällig begegnen. »Ich bin Lennie auf dem Gang über den Weg gelaufen. Sie hat mich eingeladen«, antwortet er.

»Bullshit.« Ich drehe mich zu ihm. »Letzte Woche behandelst du mich noch wie Luft, und jetzt hängst du hier mit meinen Freunden ab?« Mit genau den Freunden, vor denen wir seit über einem Jahr geheim halten wollen ... was auch immer da zwischen uns gelaufen ist. »Was ist aus ›das ist ein Fehler, den wir nicht mehr machen dürfen‹ geworden?«

Ein Fehler, der in der Regel damit geendet hat, dass wir im nächstbesten abgeschotteten Plätzchen mit Händen und Lippen übereinander hergefallen sind: Beim ersten Mal war es ein Wandschrank in Lennies Apartment, bevor wir wussten, dass er mein Dozent wird, aber danach auch mal ein Balkon, ein Lernraum im zweiten Stock des P. Edgars, der winzige Toilettenraum neben den Bowlingbahnen der Union, in dem es fürchterlich warm war – ich kann mich gar nicht mehr an alle erinnern.

Carters Schulter ist mir gefährlich nah, er riecht nach Pinie und irgendwas Zitrusartigem. Ein durchgeknallter Teil meines Hirns flüstert mir zu, mich dichter zu ihm zu lehnen, meine Brust an seine zu drücken und dafür zu sorgen, dass diese Hitze in seinen Augen erneut aufflammt. Die verschafft mir ein Gefühl von Macht und Lebendigkeit, das ich nicht einmal beim

Zehren empfinde. Carter ist brillant, aufmerksam, nett und extrem zurückhaltend. Aber ich schaffe es, ihn aus der Reserve zu locken. Ich kann ihn dazu bringen, scharf Luft einzuziehen und mehr zu fordern, obwohl wir das lassen sollten.

Dieses Gefühl macht süchtig, und gleichzeitig ist es zutiefst erschreckend.

»Ich habe deinen Antrag in Stephens' Mailpostfach gesehen«, sagt er leise, sieht mich jedoch immer noch nicht an.

Ich erstarre. Dr. Stephens ist der Dekan des Psychologieinstituts, mein Studienberater und Carters Chef.

»Wenn du dein Hauptfach jetzt wechselst, sitzt du hier noch mindestens ein Jahr lang fest. Vielleicht auch zwei«, fährt Carter fort.

Da irrt er sich – wenn ich es geschickt anstelle und meinen Doktor machen kann, bin ich noch weitere *vier* Jahre hier. Und genau das ist der Plan. Beecher ist der einzige Ort, an dem ich mich je sicher gefühlt, den ich je als Zuhause empfunden habe. Nicht, dass er das verstehen würde. Das *kann* er gar nicht. Beecher bietet mir die Möglichkeit, normal zu sein. Oder so normal, wie es eben geht.

»Ich wechsele mein Hauptfach nicht«, gebe ich zurück. »Ich nehme noch ein zweites dazu. Psychologie und Soziologie.« Denn wenn ich es dadurch irgendwann schaffe, andere Leute zu verstehen – also Leute mit rein menschlicher Abstammung –, ist das all die Mühe wert.

»Das Ergebnis bleibt so ziemlich das Gleiche, Jocasta.« Carters finsterer Ton drückt Missbilligung aus, die mir wie ein heißes Messer in den Körper fährt, und das, obwohl er meinen vollen Namen benutzt. Oder vielleicht auch gerade deswegen.

»Und Beecher wird ohne deine Freunde nicht mehr das Gleiche sein. Das weißt du. Wieso willst du unbedingt bleiben?«, fragt er und lehnt sich nach vorn auf die Bar. »Du bist so intelligent. Und es wäre keine intelligente Entscheidung, mehr als ein Grundstudium hier zu machen.«

Ich räuspere mich. Irgendwie habe ich in seiner Nähe immer einen Frosch im Hals. »Ich glaube, das fällt in den Bereich von ... Wie heißt das noch? Ach ja: Geht dich nichts an. Ich habe schon einen Studienberater, vielen Dank auch.«

Dove kommt mit meinem Jägermeister und einem vollen Pitcher zurück. Ich ziehe meine Kreditkarte aus der Hosentasche und reiche sie ihr.

»Hör mal, was ich da beim letzten Mal gesagt habe ...« Carter klingt angespannt und hält den Blick fest auf die Schnapsflaschen hinter der Bar gerichtet. »Ich habe Mist gebaut, und es tut mir leid.«

Ich stürze den Jägermeister runter, und das Brennen lässt mich das Gesicht verziehen. »Und?«, frage ich. Meine Augen tränen vom Alkohol und nur davon. Hoffe ich.

»Was meinst du mit *und*?« Er schaut mich zurückhaltend von der Seite an.

»Was willst du, Carter?«, wiederhole ich und betone dabei jedes einzelne Wort. Die wohlige Wärme des Schnapses breitet sich in mir aus.

Dove bringt mir meine Karte und die Rechnung. Die Karte stopfe ich zurück in meine Tasche, bevor ich meinen Namen und ein großzügiges Trinkgeld, das ich mir wahrscheinlich gar nicht leisten kann, unten auf den Bon kritzle.

Carter gibt einen leisen, frustrierten Laut von sich. »Keine Ahnung. Können wir nicht ... Freunde sein? Für den Moment? Es gibt keine Regeln, die dagegen sprechen.«

Theoretisch würden wir auch andernfalls nichts Verbotenes tun, da ich keine Studentin in seinem Seminar mehr bin. Aber wir sind nach wie vor am gleichen Institut, und die Leute, möglicherweise inklusive Dr. Stephens, werden wohl annehmen, dass die Sache zwischen uns schon länger läuft, wenn wir jetzt offiziell was miteinander haben. Und es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Gerüchte Carter überallhin folgen und seine Karriere beeinträchtigen, bevor sie richtig begonnen hat.

Mit anderen Worten: Wir haben nach wie vor die gleichen Probleme wie von Anfang an, seit dieser Party, als er nicht wusste, dass ich noch studiere, und ich keinen Schimmer hatte, dass er wissenschaftlicher Mitarbeiter ist, geschweige denn der wissenschaftliche Mitarbeiter, der eins *meiner* Seminare halten wird.

Freunde. Das Wort fühlt sich an wie ein Schlag ins Gesicht, aber ich ringe mir ein Lachen ab. »Wie viel hast du bitte getrunken, bevor du hergekommen bist?« Ich schnappe mir den Pitcher und will mich abwenden.

»Jocasta ...« Er lässt nicht locker, und ich verliere die Beherrschung.

»Carter, warum ist dir das so wichtig?«, will ich wissen. »Du hast gesagt, dass dir das Risiko zu groß ist, und daran hat sich nichts geändert.«

»Ich vermisse dich«, erwidert er mit einer Offenheit, die mich wie angewurzelt innehalten lässt.

Als ich einen Blick über die Schulter werfe, nickt er, und seine blauen Augen sind fest auf meine gerichtet, was mir bestätigt, dass ich mich nicht verhöhrt habe. Mein Herz krampft sich sehnüchtig zusammen.

Aber dann spricht er weiter.

»Und ich bin nicht der Einzige mit Vorbehalten«, meint er mit einem demonstrativen Blick. »Als wir uns kennengelernt haben, hast du mir gesagt, dass du ›kein Beziehungsmaterial‹ bist.«

Hitze flutet meine Wangen. »Das ist nicht das Gleiche.« Wenn meine Wachsamkeit nachlässt und ich mich so sehr öffne, wird es gefährlich. Für ihn. Außerdem ... Selbst wenn er mich so akzeptieren würde, wie ich bin, müsste ich ihn mit einer Welt konfrontieren, von deren Existenz er keine Ahnung hat.

Carter greift sanft nach meiner freien Hand, und ich bin so perplex, dass ich es zulasse. Er schiebt meinen Ärmel nach oben, um mein Handgelenk und meinen Unterarm zu entblößen.

»Das ist Altgriechisch.« Seine Finger streichen über die schwarzen Buchstaben, die vertikal unterhalb meines Daumens vom Gelenk über den Ballen tätowiert sind. Mir bleibt die Luft weg, solche Angst habe ich, dass er damit aufhört.

Dann dreht er meine Handfläche nach oben und fährt mit dem Daumen über die empfindliche Haut auf der Innenseite meines Handgelenks, über die sich Keilschriftzeichen ziehen, eine Reihe winziger schwarzer Symbole. Die feste Berührung fühlt sich so gut an. Kein Zögern. Keine Angst. »Das hier ist Sumerisch, glaube ich.«

Der Pitcher in meiner anderen Hand fängt an zu wackeln, und das schaumgekrönte Bier schwappt gefährlich nah an den Rand.

Woher weiß er, dass die Zeichen sumerisch sind? Altgriechisch, okay – wir leben auf einem College-Campus, und da reicht schon oberflächliches Wissen über Studentenverbindungen aus, um gleich mehrere der Buchstaben wiederzuerkennen.

Aber Sumerisch? Niemand kann Sumerisch. Genau deswegen habe ich mich dafür entschieden. Damit nur ein paar wenige, ausgesuchte Leute – im weitesten Sinne – es lesen können. Mein »Vater« war so was von angepisst. Meine Mutter fand einfach die Optik der Tattoos schrecklich.

Carter sieht die Frage wohl in meinem Gesichtsausdruck.

»*Talin zijn mijn hobby*«, sagt er und lässt meine Hand los.

Hobby ist das einzige Wort, das ich verstehe. Der Rest klingt, wie wenn Daan mit seinen Freunden und seiner Familie in den Niederlanden telefoniert. Aber ich kann mir denken, was er damit sagen will. Und genau deswegen komme ich einfach nicht von Carter los. Wer lernt denn einfach mal so zum Spaß irgendwelche Fremdsprachen? Alle reden ständig über Sixpacks und trainierte Oberschenkel – beides hat er –, aber Neugier und ein Interesse daran, mehr zu lernen, mehr zu sein, ist immer um Längen attraktiver. Für mich zumindest.

»Warum hast du Tattoos, mit denen du dich selbst als Gift

bezeichnest, Jocasta?» Er lehnt sich dichter zu mir, und seine ernste Miene drückt Sorge aus.

Streng genommen habe ich Tattoos, die mich sogar als tödlich toxisch ausweisen, aber gar nicht so weit weg.

Ach, verdammt. Ich seufze. Er glaubt, dass ich unter einem tief sitzenden Minderwertigkeitskomplex leide. Daher auch die Sache mit dem »Du bist so intelligent, Jocasta«.

Natürlich ist das seine Schlussfolgerung. Worauf sollte es für ihn denn sonst hinauslaufen? Sicher nichts, was der Wahrheit auch nur nahekommt.

Aber als ich den Mund öffne, um etwas zu entgegnen, sorgt das laute Klirren von zerspringendem Glas dafür, dass der gesamte Gastraum innehält – abgesehen von der Jukebox, aus der Mariah Carey ein bisschen verfrüht ihren Weihnachtssong trällert.

Dove steht hinter der Bar, lässt die Arme locker hängen und starrt zur gegenüberliegenden Seite des Raums. Auf der Matte unter ihren Füßen haben sich glitzernde Glassplitter und größere Bruchstücke von Bierkrügen verteilt, aber sie macht keine Anstalten, das Ganze zu beseitigen.

Stirnrunzelnd stelle ich den Pitcher auf dem Tresen ab und beuge mich nach vorn in ihre Richtung. »Hey, ist bei dir alles ...«

Plötzlich breitet sich mit einem kribbelnden Schauer Gänsehaut über meine Arme, meine Brust und meinen Rücken hinunter aus. Als würde meine Haut mich loswerden wollen.

Oh nein. Das Gefühl kenne ich. Empfundener habe ich es zum letzten Mal vor über drei Jahren und noch kein einziges Mal hier in Beecher, aber es ist unvergesslich.

Eine dunkle Vorahnung lässt mir den Magen in die Kniekehlen sacken.

»Jocasta?«, fragt Carter, aber ich ignoriere ihn, während ein reflexartiges Beben meinen Körper durchläuft.

Jemand ist hier. Jemand wie ich, ein Kind der Uralten.

Und wer immer das ist, flutet gerade den ganzen verdammt Raum mit Magie.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
»Death's Daughter« bei Bramble, einem Imprint der
Tom Doherty Associates / Tor Publishing Group, New York.

Besuche uns im Internet:
www.bramblebooks.de
Instagram: @bramble_verlag
TikTok: @bramble_verlag



Deutsche Erstausgabe September 2026
Copyright © 2026 by S. A. Barnes
c/o NEW LEAF LITERARY & MEDIA, INC.,
110 West 40th Street, Suite 2201, NEW YORK, NY 10018 USA
© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe Bramble Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG
Landsberger Straße 346, 80687 München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.
Redaktion: Debora Exner
Covergestaltung: © Stephanie Gauger, Guter Punkt, München
Coverabbildung: Illustration U1 © Stephanie Gauger;
Buchbezug Stephanie Gauger, Guter Punkt, München,
unter Verwendung von Motiven von Getty Images Plus
Illustrationen im Innenteil von Shutterstock.com:
Ngoc Xanh (Totenschädel, Vogel) und subir81 (Rose)
Satz und Layout: Daniela Schulz, Gilching
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-56524-7

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de